

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Zu unsern Bildern von Ernst Schweizer
Autor: M.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572364>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dahin. Frau Landvögtin Balthasar hält die Hand auf der Kutsche, Spörr auf dem Pferd. Die kleinen Gläubiger, die ab und zu ihre Stimme laut werden lassen, werden von dem nervös gewordenen Rat barf zur Ruhe gewiesen. Monsieur de Chouppes hat ein königliches Patent vorzuweisen, das bezeugt, daß seine Angelegenheiten gut stehen. Aber die Situation wird schließlich doch unerträglich. Man denke sich, das ganze kleine Städtchen seit so langen Jahren durch einen Mann in atemloser Spannung und Besorgnis gehalten! Die Zeit war sich ihrer Nerven ja schon bewußt...

Zu guter Letzt stellte man ihm das Ultimatum. Und siehe da, Chouppes machte einen überraschenden Vorschlag. Er selbst wollte nach Frankreich reisen, den Gang der Geschäfte zu beschleunigen suchen, um nach sechs Wochen mit vollen Händen wiederzukommen. Seine Gemahlin gedachte er unter obrigkeitlicher Protektion in Baden zu lassen, ebenso sein königliches Patent. Man atmete in Baden auf. Schon sah man die Goldstücke aus den verschwenderischen Aristokratenhänden niederregnen. Schleunigt wurde eine Kommission eingezetzt, die in aller Eile kopierte, registrierte, tagierte; denn am 1. Dezember 1786 mußte der Chevalier in Paris sein. Er machte den eiteln Versuch, seine Gemahlin mit sich zu führen. Aber einstimmig widerstiegen sich die Badener. Diese kostbarste Garantie wollten sie sich nicht nehmen lassen.

Ende November brach der Chevalier auf, mit reichlichen Attesten über seine Vermögensverhältnisse und seinen

Reisezweck versehen. Wie mußte dem armen Mann zu Mutte sein, als er aus den Toren des Städtchens wanderte, wo er sich während sieben Jahren so wacker herumgeschlagen hatte! Wahrlich, wir dürften es ihm nicht verdenken, wenn er im Elan des wiedergewonnenen Freiheitsgefühls den stillen Entschluß gesetzt hätte, niemals wiederzukommen! Aber saß nicht noch die in den verlassenen Mauern, um deretwillen er sich in dieses abenteuerliche Leben verstrickt hatte....

Hier müssen wir von dem Chevalier und seiner Gattin Abschied nehmen. Losgelöst von dem wunderlich wirren Hintergrund, auf dem wir sie gesehen haben, verschwinden ihre Gestalten in der Gewitternacht der Revolution. Ob sie darin untergingen?

Wir wissen es nicht.

Aber wir wissen, daß M. de Chouppes seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen ist. Höchst wahrscheinlich lag es nicht mehr in seiner Macht. Er war in ein Land zurückgekehrt, das von den ersten Hammerschlägen des Umsturzes widerhallte. Schon umjubelte das Volk das Parlamentgebäude, in dem die alte Steuerordnung aufgehoben wurde. Die Gerüchte von diesen Geschehnissen drangen wohl auch nach Baden. Der Rat gab seine Beschützerrolle auf. Einem Gläubiger nach dem andern gestattete er, das Faustpfand zu verkaufen. In bewunderungswürdiger Hoffensseligkeit harrten einzelne noch aus. Die letzten verfüllerten ihre Pfänder vier Tage vor der Gräfslärmung der Bastille, am 10. Juli 1789.

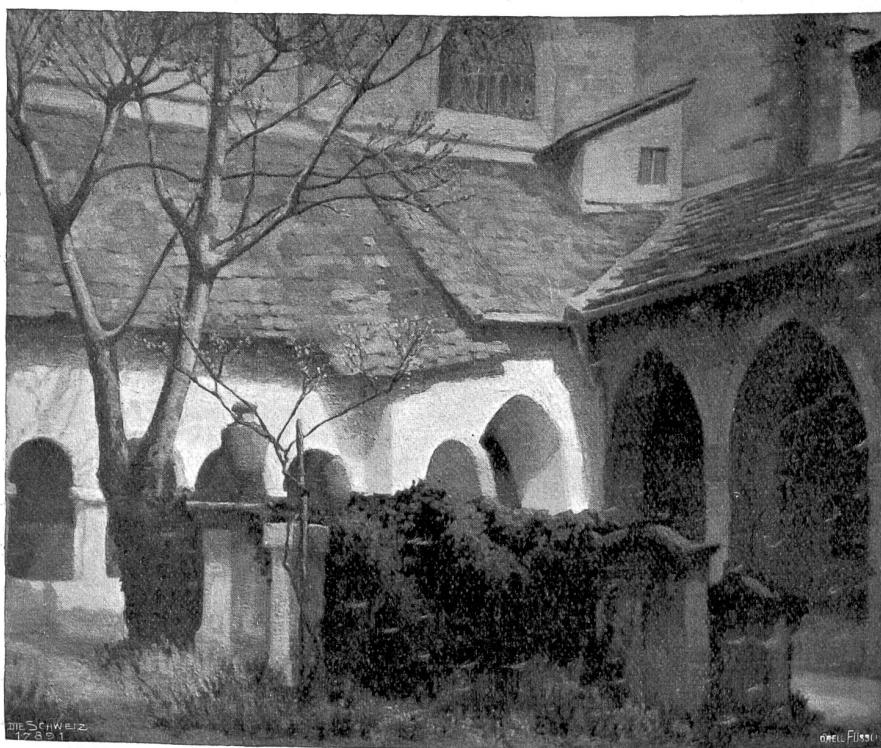
Dr. Augusta Welder-Steinberg, Bittenweiler.

Zu unseren Bildern von Ernst Schweizer.

(Zwei Kunstablagen und neun Reproduktionen im Text).

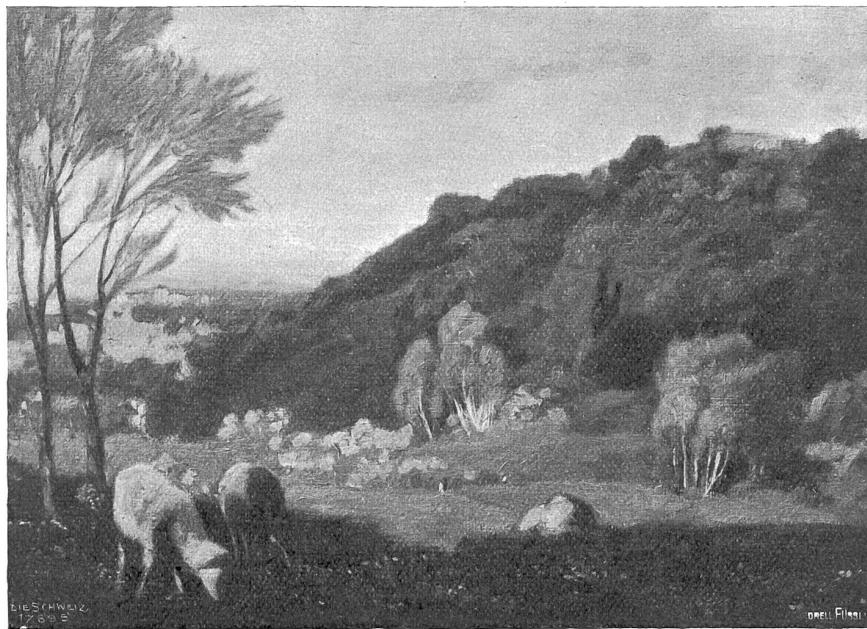
In der Stimmung zart und fett, malerisch weich im Vortrag und ruhig geschlossen im Aufbau, so geben sich die neuesten Werke des Zürcher Künstlers Ernst Schweizer. Es spricht aus ihnen die Persönlichkeit eines feinen Poeten und Träumers, dem vor allem die Darstellung des beruhigten Seins, der stillen, durch Stimmung getragenen Schönheit am Herzen liegt. Schon die Wahl seiner Stoffe ist hiefür bezeichnend: ein paar Birken, die im Goldkleid der letzten Blätter wehmüttig, zum Sterben geneigt in der herbstlichen Weite stehen, ein weich gebreiterter, von sanften Winden und zarten Lichtern umspielter Hügel, ein verlassener Klosterhof, eine verträumte Fontäne im goldig verklärten Parke einer römischen Villa oder ein in die fatten Klänge des Abends aufgelöstes Mädchensbild — alles Vorwürfe recht nach dem Herzen eines Lyrikers. Die Vorliebe für das poetisch-Romantische hat sich von Anfang an in Schweizers Werken geltend gemacht, nur mußte sich der Schönheitsdurstige junge Künstler erst durch übermächtige Eindrücke hindurcharbeiten, die ihm besonders auf seinen Langen

Studienfahrten in Italien entgegnetraten, ehe er sich zum persönlichen Ausdruck, zur stilistischen Eigenart, wie wir sie an seinen jüngsten Werken erkennen, durchringen konnte. Während sich noch im Heiligen Hain von 1903 (S. 96) Reminiszenzen an Böcklin geltend machen, zeigen Bilder wie die Landschaft bei Zürich



Ernst Schweizer, Zürich.

Der alte Fraumünsterfriedhof in Zürich (1907).



Ernst Schweizer, Zürich.

Frühlingslandschaft bei Rom (1905).

(S. 97) oder die Birken unserer ersten Kunstbeilage eine durchaus persönliche Note im Einklang von Komposition, Technik und Empfindung. Immer mehr tritt neben den zeichnerischen Qualitäten, wie wir sie etwa an dem die Struktur der harten Felspartien und der zähen Eismassen vorzüglich wiedergebenden Bild des Obern Grindelwaldletschers sehen (S. 98), das rein Malerische in den Vordergrund. Eine sehr leichte Farben-skala und ungemein weiche und fließende Töne sind

den letzten Bildern eigen, dazu ein eigentümlich getragener Rhythmus der Linie und eine ausgeglichene Komposition. Daß Ernst Schweizer die kuppelartige Anordnung mit der festen Basis und dem wohlklingenden Aufschwung besonders liebt (man vergleiche die Landschaft bei Zürich, die Birken, das Stillleben S. 105 und die Frauenbildnisse), ist für das Wesen seiner nach beruhigter Schönheit strebenden Natur bezeichnend; die wohlabgewogene Komposition und die meist angenehme und schöne Raumfüllung in seinen Bildern aber beweisen, wie hoch dieser Künstler, der ursprünglich vom Kunstgewerbe seinen Ausgang genommen hat, die Bedeutung des Ornamentes im Bilde einzuschätzen weiß. Besonders instruktiv in diesem Punkte wären ein paar interessante Alt-

studien, die wir leider hier nicht reproduzieren können.

Ernst Schweizer gehört noch zu den Jungen unter unsrern Künstlern, seine Kunst hat ihre schönsten Blüten noch vor sich; aber was wir bereits von ihm besitzen, ist wohl geeignet, diesem lyrischen Maler viele Freunde zu gewinnen. Seine Bilder sind von der Art derer, die man gern in lieben und schönen Räumen mit sich hat, um in träumerischen und stimmungsvollen Stunden darin Einfühl zu halten.

M. W.

Phantasie in Rot.

Von Elisabeth Görres, Nizza.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Komm, tu dir roten Mohn in die Haare, Madonna; ich will eine Phantasie in Rot dichten!“

Wir liegen auf einem Blumenhügel in buntem graziösem Unkraut. In der roten Heide rascheln blühende goldene Eidechsen und blaue Schlangen, und in den flammgelben Kornfeldern gleitet die Abendsonne. Weit unten am blauen Horizont, wo der blaue Fluß geht, sind almodische graue Häuserchen mit dunkelroten Ziegeldächern. Mit schlafriger Freundlichkeit blinzeln sie zu uns herauf über gelben Weizen und blaue Lupinen. Von dem blau blitzenden Zwiebelstürmchen der alttümlichen Kirche läutet es Feierabend, und die Sonne wird sanfter und purpurner.

„Komm, Mohn holen... An der Klostermauer wächst er so rot wie sündige Gedanken! Und dann erzähl' ich dir was...“

Wir laufen nach der Ruine und rauschen große Büschel Mohn von verfallenen Gräbern, an dem eingefunkenen Portal, unter zerbrokelnden grauen Heiligen, an denen die Abendsonne in Gold und Scharlach herabbringt. Wir stecken der sanften Maria in ihrer brennendblauen Röcke ein paar rote Blumen ins Haar, und Georgie meint, jetzt lächle sie lockend, fast ein wenig friderinenhaft.

Auf einem Grabe steht eine wunderschöne Zypresse, ganz merkwürdig schön und erhaben, als ob sie viel sagen könnte. In ihren traurigen Zweigen singt ein Pirol.

Wir werfen uns in ein Meer von rosigem Schierling nieder. „Hör den Vogel; das ist Viktorins Seele!“ sagt Geor-

gie; „da muß Viktorin begraben sein! Die Zypresse ist wie sie so schön und so schlank und fein und traurig...“

„Wer ist denn Viktorin, Georgie?“ fragt' ich ihn.

„Die schöne Nonne mit den roten Haaren, die hier immer Feuermohn pflückte für die blaue Maria. Weißt du das nicht?“

„Aber, Georgie, Nonnen haben doch die Haare abgeschnitten und einen Schleier darüber! Wie weißt du denn, daß sie rote Haare hatte?“

„Das weiß ich nicht; aber sie hatte sicher welche. Stör' mich nicht, Madonneta! Sie hatte rote Haare — ja — und man schnitt sie ihr ab — viele rote Haare! Sie lagen auf den grauen Fleißen wie Strome von rotem Blut, und der blonde Priester, der dabeistand, als sie sie weihten in ihren schneeweissen Gewändern, der mußte immerfort hinschauen, und mitten in seinen lateinischen Litaneien murmelte er fliegend: „Wie rotes Blut!“ Aber es merkte es niemand; denn alle sahen sie auf die schöne, schöne Viktorin in ihren weißen Brautschleibern, und die kleine Mechthildis, die lustige Nonne mit dem braunen Vogelgesicht und den flinken Augen, die dachte wohl heimlich: „Törichte Viktorin, geht man hinter Klostermauern, wenn man so jung und so schön ist...“

„Warum war sie denn hineingegangen, Georgie?“

„Ihr Vater, der Marquis, war ein großer Sünder gewesen, Veronika, und ihre Mutter, die Marquise, eine große Sünderin: sie ging, um für sie zu beten und ihre Seelen vom ewigen Feuer zu lösen...“